
Wiener Stadtbildverluste seit 1945

Rezension von: Dieter Klein, Martin
Kupf, Robert Schediwy, Wiener
Stadtbildverluste seit 1945. Eine
kritische Dokumentation. Edition
Atelier im Wiener Journal, Wien 2001,
327 Seiten, € 43.

Als eine der drei alteuropäischen Haupt- und Residenzstädte ist Wien in seinem architektonischen Erscheinungsbild immer noch in vergleichsweise hohem Maß geprägt durch Baudenkmäler aus der Zeit des Barocks oder sogar aus noch davor liegenden Epochen. Die Verzehnfachung der Einwohnerzahl in den 130 Jahren zwischen 1780 und dem Ersten Weltkrieg veränderte das Stadtbild nicht nur durch räumliche Expansion der Flächenverbauung, durch welche die historischen Prunkbauten vom Häusermeer umgeben wurden, sondern auch durch eine weitgehende Zerstörung der alten Bausubstanz der inneren Stadt (inklusive der funktionslos gewordenen Basteien). Das 19. Jahrhundert, das die Geschichte „entdeckte“ und die Erforschung, Erhaltung und Bewahrung der Denkmäler vergangener Zeiten erstmals als eigene Aufgabenstellung definierte, räumte in der Praxis überwiegend dem Fortschritt und den Erfordernissen der wirtschaftlichen und sozialen Modernisierung Priorität ein.

Nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie und dem Verlust der Hauptstadtfunction für eine europäische Großmacht unterschied sich jedoch die Entwicklung Wiens im 20. Jahrhundert grundlegend von jener anderer europäischer und erst recht außereuropäischer Metropolen. Dies kommt deutlich in der Bevölkerungsentwicklung zum Ausdruck: Keine Millionenstadt verzeichne-

te wie Wien einen Rückgang der Bevölkerung um ein Drittel zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Fall des Eisernen Vorhangs.

Der Rückgang der Bevölkerung ist allerdings für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts alles andere als gleichbedeutend mit allgemeiner Stagnation. Wien fungiert in diesem Zeitraum als Zentrum eines Staates und einer Wirtschaft, die eine nie zuvor gekannte Prosperität und Dynamik entfaltete – die reale Wirtschaftsleistung hat sich in den fünf Jahrzehnten etwa versechsfacht. In dieser Hinsicht gestalteten sich die Rahmenbedingungen durchaus ähnlich wie in anderen Metropolen: steigende Massenkonsumkraft, steigender Wohnraumbedarf pro Kopf, erhöhte Anforderungen an die Verkehrs-, Kommunikations- und sonstige Infrastruktur, steigender Zustrom zu den Einrichtungen der höheren Bildung, etc. Zwei Merkmale der österreichischen Wirtschaftsentwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg kommen für Wien in besonderer Weise zum Tragen: die sukzessive Westverlagerung der wirtschaftlichen Aktivitäten nicht nur in der Industrie, sondern auf breiter Front; und der Umstand, dass Österreich nur wenige und nur zum Teil erfolgreiche eigene Großkonzerne hervorbrachte, die als „Flaggschiffe“ Repräsentativfunktion übernehmen konnten.

Vor allem die letztgenannte Besonderheit wirkt sich auf die architektonische Stadtbildentwicklung „konservierend“ aus, kommt doch in Wien die Überbietungskonkurrenz von Großkonzernen der Industrie, der Finanz und des Handels mittels Hochhäusern lange Zeit fast gar nicht zum Tragen und zeigt sich erst seit den neunziger Jahren jenseits der Donau, wo sie weitgehend als durchaus erwünscht angesehen wird. Das größte Opfer an historischer Bausubstanz forderte das im vorliegenden Band an mehreren Stellen kritisierte Hochhaus, welches als Unternehmens-

zentrale der am – später gescheiterten – Sprung zum multinationalen Konzern stehenden Semperit AG 1957/58 im 4. Bezirk errichtet wurde und heute als Sitz der Wirtschaftskammer Österreich fungiert. Nur noch ein Straßename erinnert daran, dass dort ein weitläufiges Palais aus dem 18. Jahrhundert, zuletzt (bis 1913) von Erzherzog Rainer genutzt, stand. Der Abbruch wurde trotz Protesten genehmigt. Ansonsten hielt sich der von Unternehmungsseite kommende Drang zum Bau von Hochhäusern in möglichst zentraler Lage in Grenzen. Die Banken, die wohl am ehesten dazu in der Lage gewesen wären, waren mit alten Zentralgebäuden meist reich gesegnet. Der Ringturm der Wiener Städtischen Versicherung, 1953/55 errichtet, blieb eine Ausnahme, obwohl er mitten in jene Periode (im Buch bezeichnet als „zweite Wiederaufbauphase“, die fünfziger Jahre; S. 24ff) fällt, in der die Bereitschaft am größten war, Altes für Modernes zu opfern bzw. gravierende Eingriffe in das Stadtbild zuzulassen. Weitgehend ist diese Haltung auch noch für einen Großteil der sechziger Jahre charakteristisch – beredter Ausdruck dieser Stadtentwicklungsperspektive ist ein Mosaik an einem Haus in der Rainergasse, auf dem das Wien der Zukunft umringt von Hochhäusern und durchquert von Stelzenautobahnen dargestellt wird (S. 66). Dass die Verkehrsbauten in der Realität in Wien weniger brutale Eingriffe (Extrembeispiel: Abriss der Florianikirche 1965) brachten als etwa in Paris oder in Brüssel, hängt sicher auch mit der rückläufigen Bevölkerungszahl zusammen. Dafür, dass mit der Zeit die Zahl der weithin sichtbaren großen Klötze rund um die Ringstraße doch zunahm, ist der mit dem Gartenbauturm 1961/62 einsetzende Bau von Großhotels die wichtigste ökonomische Triebkraft (S. 48ff), der u.a. dazu führte, dass der Stadtpark heute gewissermaßen „eingemauert“ ist. Daneben sind die Versicherungen Träger des Modernisie-

rungsbooms, der auch das östliche Donaukanalufer erfasst.

Die bis in die siebziger Jahre stärkste Ursache der Veränderung scheint nicht der unbeherrschbare Drang potenter wirtschaftlicher Kräfte zur Zerstörung zwecks Platzschaffung für eigene spektakuläre Ambitionen gewesen zu sein, sondern der Verlust der Funktion von Repräsentationsbauten, teilweise auch von Zweckbauten des 19. Jahrhunderts. Eine große Zahl von großen und „großartig angelegten“ Palais ist aus diesem Grund der Spitzhacke zum Opfer gefallen, deren Erhaltungswürdigkeit damals gering, heute vielleicht höher geschätzt würde, für die jedoch in ihrer Gesamtheit auch aus heutiger Sicht keine adäquate Nutzung, welche auch die Erhaltung zu finanzieren in der Lage wäre, zu erkennen ist. Die großen Industrie- und Finanzkapitalisten demonstrierten ihren Reichtum bevorzugt dadurch, dass sie ähnlich wie früher die feudale Großaristokratie großzügige Palaisbauten errichteten, manchmal auch von größeren Parkanlagen umgeben. Bevorzugte Standorte für solche im 19. Jahrhundert – in einem Fall sogar noch in der Republikzeit – errichtete Palaisanlagen waren der 3. und vor allem der 4. Bezirk zwischen den heute noch bestehenden Palais Schwarzenberg und Belvedere und der Wiedner Hauptstraße. Neben dem bereits erwähnten Palais in der Rainergasse wurden im 4. Bezirk in den fünfziger und sechziger Jahren fünf große Anlagen abgetragen (2 Rothschild-Palais – heute Standort der Arbeiterkammer-Gebäude, Palais Wittgenstein, Palais Toskana, Palais Miller-Aichholz), weitere heute nicht mehr bestehende Anlagen werden u.a. für den 3. Bezirk detailliert beschrieben (S. 133ff, S. 139ff). Vertreibung und Enteignung von jüdischen Besitzerfamilien durch die Nationalsozialisten hatten in mehreren Fällen zur Folge, dass die nach dem Krieg restituierten Objekte an Käufer übergingen, die von vornherein

eine andere Nutzung im Auge hatten. Gewandelt hatten sich aber auch die Sozialstruktur und die Formen ostentativen Luxuskonsums. Die Erhaltung eines Palais alten Stils ist auch für jene wenigen Besitzer, die über eine ausreichende Wirtschaftskraft verfügen würden, nur in seltenen Ausnahmefällen noch erstrebenswert, da heute andere Formen des Luxus bevorzugt werden – z.B. der Besitz privater Flugzeuge. Die Schwierigkeiten, für Palais unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Größe eine der Bausubstanz adäquate Nutzung zu finden, werden am Beispiel des Palais Harrach in der Innenstadt (mit letztlich erfolgreichem Ausgang, S. 56f) und des Palais Schönburg-Hartenstein im 4. Bezirk (bisherige Bemühungen erfolglos, S. 58f) im Detail beschrieben. – Allerdings sind die an der Stelle von Palais, Markthallen und Theatern errichteten Zweckbauten – vorsichtig ausgedrückt – meist keine ästhetische Bereicherung des Stadtbildes. Das gilt auch für viele neue Verkehrsbauten, die z.B. an Stelle von Bauten Otto Wagners errichtet wurden. Der Schutz von alter Bausubstanz wurde erst in den siebziger Jahren mit höherer Priorität versehen. 1973 wurden erstmals 14 Schutzzonen ausgewiesen, deren Zahl sich bis heute auf 90 erhöht hat. Die für Denkmalpflege zur Verfügung stehenden Budgetmittel erreichten zuletzt 70 Millionen € (1 Mrd. S). Aber natürlich ist damit der Kampf um die Bewahrung erhaltungswürdiger Bausubstanz nicht beendet.

Ein besonderes Thema des Bandes ist die politische Ökonomie von Großprojekten zur „Entwicklung“ bzw. „Modernisierung“ von „interessanten“ Standorten, wobei sich zeigt, dass das Interesse von sehr verschiedener Art sein kann und hier die unterschiedlichsten und widersprüchlichsten Koalitionen wirtschaftlicher und politischer Art vorkommen können. Spektakuläre Fall-

beispiele, die im Detail kritisch analysiert werden, sind das nunmehr abgeschlossene Museumsprojekt in den ehemaligen, im 20. Jahrhundert als Messehallen genutzten Hofstallungen, der Kursalon am Stadtpark und das zuletzt wieder aktualisierte Projekt „Wien Mitte“/Bahnhof Landstraße. Immer wieder entstehen Konstellationen von Finanz- und/oder öffentlichen Projektanten mit umtriebigen Architektur- und Planungsbüros, denen es mit geschickt mobilisierter medialer Unterstützung gelingt, Vorhaben, die aus der Sicht der Autoren städtebaulich von sehr problematischer Art sind, zum geeigneten Zeitpunkt zu lancieren und oft auch zu realisieren.

Soweit einige Überlegungen eines als Außenseiter rezensierenden Ökonomen zu einem Werk, das sich primär an Architekten, Stadtplaner und urbanistisch interessierte Wissenschaftler und Leser wendet und bei diesem Interessentenkreis eine so starke Resonanz gefunden hat, dass bereits eine zweite Auflage des Buches notwendig geworden ist. Es ist den Autoren zweifellos gelungen, eine kontroversielle Materie sachlich anspruchsvoll und mit profunder Kenntnis der involvierten Teildisziplinen zu behandeln. Für den urbanistischen Laien ist die ausführliche und reichlich bebilderte Dokumentation einer Vielzahl von abgerissenen Bauten, die einst das Bild einer Straße oder eines ganzen Bezirkes geprägt haben, ein historisches Anschauungsmaterial, das nicht nur Erinnerungen belebt, sondern auch Zusammenhänge unterschiedlichster Art ins Bewusstsein rufen kann – namentlich auch der ausführliche Chronik-Teil 1945-2001, der auf umfangreichen Recherchen in teils heute gar nicht mehr existierenden Tages- und Wochenzeitschriften beruht. Damit ist das Buch auch für nicht facheinschlägige Leser eine interessante Lektüre.

Günther Chaloupek